

Sprachloyalität – Sprachkultur – Sprachattraktivität. Warum noch Deutsch lernen?¹

Albrecht Greule

0. Einleitung

Die Attraktivität einer Sprache wie der deutschen nach außen hängt auch von ihrem Zustand im Innern ab. Unter dem Zustand einer Sprache, der wesentlich durch das Kommunikationsverhalten innerhalb der Sprachgemeinschaft bestimmt wird, verstehe ich das von vielen Faktoren determinierte sprachkulturelle Niveau. Bislang wurde allerdings überhaupt nicht darüber diskutiert, ob Sprachkultur auch etwas mit *Sprachloyalität* zu tun haben könnte und wie sich Sprachkultur und Sprachloyalität zueinander verhalten. Mangelnde bzw. fehlende Sprachloyalität beeinträchtigt – so ist *meine* These – maßgeblich die Attraktivität einer Sprache.

Die folgenden Überlegungen haben einen praktischen Hintergrund, nämlich den des abnehmenden Interesses an der deutschen Sprache im Ausland einerseits und andererseits die Herausforderungen europäischer Sprachenpolitik und der internationalen, vernetzten Kommunikationen überhaupt. Für diese Herausforderungen ist die deutsche Sprachgemein-

schaft nicht gerüstet. Der Grund dafür liegt nicht allein in ihrer Plurinationalität und Plurirealität (Ammon 1998b); viel eher sind dafür verantwortlich eine verbreitete Sorglosigkeit gegenüber der eigenen Sprache, die Nachlässigkeit im Umgang mit ihr, die Unwissenheit in bezug auf ihre Vielfalt, ihre Möglichkeiten und Grenzen – miserable Bedingungen jedenfalls für das Entstehen von Sprachloyalität. Dazu hat bereits Wilhelm von Humboldt in seiner »Einleitung in das gesamte Sprachstudium« 1810/11 festgestellt:

»Es würde eine ganz andere Klarheit der Begriffe, Bestimmtheit des Ausdrucks, und Besonnenheit des Bewußtseins herrschen, wenn eine richtige Einsicht in den Zusammenhang der Muttersprache allgemeiner wäre; [...] der Mensch würde einen ihn immerfort anregenden, immer, unabhängig von seiner äußeren Brauchbarkeit, auf ihn zurückwirkenden Gegenstand mit sich herumtragen, wenn er aufhörte, die Sprache als ein fast verabredetes gleichgültiges Zeichen zu betrachten, und sie wie ein auf seinem Stamm emporgeschossenes Gewächs ansähe, wenigsten ebenso sehr seiner Aufmerksamkeit würdig, als die Ge-

1 Bei diesem Beitrag handelt es sich um einen Vortrag, der im Rahmen der 27. Jahrestagung Deutsch als Fremdsprache des Fachverbandes Deutsch als Fremdsprache (FaDaF) an der Universität Regensburg gehalten wurde, und zwar unter dem Generalthema: »Sprache – Kultur – Politik« und dort innerhalb des Themenschwerpunktes I: »Die Stellung des Deutschen als Fremdsprache im Rahmen der Kulturpolitik«. Die Tagung fand vom 3. bis 5. Juni 1999 statt. Der Beitrag erscheint (im Jahr 2000) auch in dem Sammelband zur Jahrestagung in der Reihe »Materialien Deutsch als Fremdsprache«, Band 53.

birge und Flüsse, welche seinen Geburtsort umgeben.« (Zitiert nach Hoffmann 1996: 16).¹

Im Zusammenhang mit der Klärung der Frage, was Sprachloyalität ist und wie sie sich zur Sprachkultur verhält, werde ich versuchen, im Rahmen der Sprachkultivierung Orientierungen für die Praxis zu geben.

Inspiriert – wenn auch nicht initiiert – sind meine Überlegungen von Ausführungen neuesten Datums, die einerseits Friedhelm Debus im April 1998 vor der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz und andererseits Wolfgang Bader, der Leiter der Abteilung Spracharbeit Ausland des Goethe-Instituts, anlässlich der Tagung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung zum Thema »Die Zukunft der deutschen Sprache« im Herbst 1998 vortrugen.

1. Das deutsche »Defizit an Sprachkultur«

Meine eingangs formulierte These vom Zusammenhang von »äußerer« Sprachattraktivität und »innerer« Sprachloyalität möchte ich stützen durch eine jüngst vorgebrachte Einschätzung des Goethe-Instituts unter dem Titel »Deutsche Sprache im Inland – Deutsche Sprache im Ausland: Beziehungspobleme aus der Sicht des Goethe-Instituts« (Bader 1998). Es geht darin im Kern um das Desinteresse der deutschen Sprachgemeinschaft – auch als »Defizit an Sprachkultur« apostrophiert – sowie um die Auswirkungen auf die Arbeit der Goethe-Institute im Ausland und auf die Zukunft der deutschen Sprache überhaupt.

Wolfgang Bader betont, daß Förderung und Pflege der deutschen Sprache im Ausland, eines der Hauptziele des Goe-

the-Instituts, »auch abhängig (sind) von der Art und Weise, wie die Sprecher dieser Sprachgemeinschaft, allen voran die im öffentlichen, insbesondere im internationalen Rampenlicht Stehenden, selbst diese Sprache fördern und pflegen« (Bader 1998: 4). Läßt man, wie Bader sagt, das »internationale Motivationspotential unserer sprachkulturbildenden Elite« Revue passieren, ergibt sich folgendes: Was die Vertreter der Gelehrtenrepublik anbelangt, skizzieren rhetorische Fragen das Bild:

»Verstehen sich die Vertreter der Gelehrtenrepublik auch als Vertreter der deutschen Sprache, reisen sie mit dem entsprechenden Sprachbewußtsein, setzen sie bewußt Sprachkultur um, machen sie Lust auf Deutsch?« usw. (Bader 1998: 4f.).

Für die Wirtschaft wird festgestellt, daß die »großen, unweigerlich mit Deutschland verbundenen Industrieunternehmen sich mit ihrer Expansion über die deutschen Grenzen hinaus tendenziell auch von der deutschen Sprache verabschieden«.

»Der Wirtschaftsstandort Deutschland mißt sich vorwiegend an den Kriterien ökonomischen Erfolgs und politischer Wegebung. Ist die Frage der kulturellen Implikation überhaupt noch gestellt?« (Bader 1998: 5f.)

fragt Bader. Es wird im Ausland selbst beklagt, daß deutsche Stars wie Boris Becker, Claudia Schiffer, Steffie Graf, Michael Schumacher, Franz Beckenbauer usw. »es vorziehen im Ausland eine andere Sprache als ihre Muttersprache zu sprechen« (Bader 1998: 6). Die Goethe-Institute appellieren in diesem Zusammenhang auch an die sprachliche Verantwortung deutscher Politiker, für die dies recht neu sein dürfte, denn Sprache ist »der Politik kein relevantes Thema« (Bader 1998: 6). Auf das auch hierher gehörende Problem des

1 Den Hinweis auf diese Aussage Wilhelm von Humboldts verdanke ich Christiane Thim-Mabrey, Regensburg.

Deutschen als Wissenschaftssprache komme ich weiter unten zu sprechen.

Wolfgang Bader resümiert:

»Die aufgeführten Konturen zeichnen das Bild einer Sprachgemeinschaft, die ihrer Sprache wenig traut, die ihr wenig vertraut und ihr auch zuwenig zutraut. Sprache erscheint hier nicht als ein Gut, das es zu pflegen gelte wie den Rechtsstaat oder die Umwelt« (Bader 1998: 7),

und an anderer Stelle werden die Folgen benannt: »Verkümmerung im Innern wirkt sich unmittelbar im Äußern aus« (Bader 1998: 6).

2. Sprachkultur und Sprachloyalität

Sprachkultur bzw. das Sprachkulturniveau ist nach Jürgen Scharnhorst (1995: 27, 23) eine im Rahmen von Sprachsituationen gegebene und zu untersuchende Größe. Dazu gehört auch, daß aus der Untersuchung des Sprachkulturniveaus Vorschläge und Empfehlungen für die Sprachkultivierung abgeleitet werden. Nach Scharnhorst ist die Sprachsituation unter anderem auch charakterisiert durch *Bewertungen*, in denen die Sprachbenutzer ihre Einstellung zum Ausdruck bringen. Um an Bewertungen der deutschen Sprache durch die eigenen Sprachbenutzer heranzukommen, kann man zunächst auf die von Gerhard Stickel Mitte der 80er Jahre durchgeführte regionale Zeitungsumfrage zurückgreifen (Stickel 1986), deren Ergebnisse insgesamt eine negative Einstellung zum Deutschen als Muttersprache signalisieren – eine negative Einstellung zumindest der sich äußernden, wohl sprachsensiblen Menschen (Greule 1992: 107f.). Zu keinen besseren Ergebnissen kommt eine Repräsentativerhebung von 1997, die West und Ost einbezieht: Danach ist das Image der deutschen Sprache schlecht; nur knapp fünf Prozent der Befragten äußerten sich über ihren Zustand positiv, alle anderen negativ. Mehr als die Hälfte zeigte sich

»sprachlich wenig oder gar nicht interessiert« (Stickel 1999).

Man würde es sich zu leicht machen, wenn man diese Meinungen in der Schublade der sich als Topos regelmäßig wiederholenden Sprachverfallsklage verschwinden lassen würde (vgl. Debus 1999: 11). Man wird jedenfalls die Einschätzung nicht von der Hand weisen können, daß die deutsche Sprachverwendung am Ende des Jahrhunderts und am Ende des Jahrtausends von den eigenen Sprechern negativ bewertet wird.

Was hat Sprachloyalität damit zu tun? Die Sorg-, ja Interesselosigkeit gegenüber dem Deutschen, die sich mir unter anderem im Fernsehen präsentiert, und die negative Bewertung dieser Sprache als Muttersprache, die sich gegenseitig in fataler Weise bedingen, können kaum Sprachloyalität hervorbringen. Sprachloyalität ist eine Größe, die in der sprachwissenschaftlichen Diskussion bislang keine Rolle spielt – auch nicht in der soziolinguistischen Diskussion, wo sie eigentlich hingehört. Ablehnen kann man den Begriff der »Sprachloyalität« aber nicht, wenn man ihn nicht diskutiert hat und ihm einen Platz in der Theorie zugewiesen hat.

Ich möchte vorschlagen, *Sprachloyalität* als eine Bezeichnung für die positive Einstellung von Sprechern ihrer Muttersprache gegenüber zu verwenden, die sich aber nicht auf bloße Lippenbekenntnisse im stillen Kämmerlein beschränkt, sondern die sich in der kommunikativen Realität bewähren muß. Sprachloyalität ist jedenfalls mehr als Sprachbewußtsein (vgl. Kaehlbrandt 1996). Ihre Bewährungsprobe erfährt die Sprachloyalität in erster Linie im Kontrast und in der Konkurrenz der eigenen mit anderen Sprachen. Es geht dann darum, die Verwendung der Muttersprache – ich betone: ohne Chauvinismus oder Arroganz – sinnvoll einzufordern bzw. die eigene

Sprache zu verwenden und nicht aus falsch verstandener Höflichkeit auf eine mehr oder weniger gut gelernte Fremdsprache – meist aus Prestige Gründen und Imponiergehabe – auszuweichen.

Ein banales Beispiel für das, was ich meine, wäre, daß deutsche Wissenschaftler bei Tagungen im deutschen Sprachgebiet ihre Vorträge in deutscher Sprache halten und nicht in englischer. Auf das Problem des Deutschen als Wissenschaftssprache, das hier mit hineinspielt, komme ich noch zu sprechen. Zum Beispiel hat sich vor kurzem ein Vertreter der spanischen Sprache im Verlauf eines internationalen wissenschaftlichen Kolloquiums hier in Regensburg *nicht* bereitgefunden, seinen Vortrag in deutscher, englischer oder französischer Sprache zu halten, obwohl er Deutsch kann und Französisch und Englisch als Tagungssprachen zugelassen waren. Ein solches Verhalten würde ich als – spanische – Sprachloyalität bezeichnen. Auf der selben Konferenz formulierte die finnische Sprachwissenschaftlerin Päivi Rintala unter dem Aspekt finnischer Sprachkultur, was Sprachloyalität auch sein kann:

»Und immer noch ist die Einstellung zur finnischen Muttersprache von Emotionen geprägt. Die eigene Sprache ist [...] Teil der finnischen Identität.« (Rintala 1998: 91)

Sprachloyalität scheint demnach etwas mit dem Behaupten der kulturellen Identität zu tun zu haben, die »zuallererst in der Sprache gründet« (Kaehlbrandt 1996).

Hier rufe ich als dritten Zeugen einen russischen Kollegen auf, den ich nach Debus (1999: 18) zitiere. Jener äußert die Meinung,

»daß viele Deutsche selbst im Begriff sind, ihre eigene Sprache als Verwendungssprache im Umgang mit dem Ausland zugunsten des Anglo-Amerikanischen aufzugeben. Zahlreiche Deutsche, die nach Rußland zu verschiedenen geschäftlichen Verhand-

lungen oder wissenschaftlichen Konferenzen kommen, bedienen sich der englischen Sprache bzw. eines englischsprachigen Dolmetschers, obwohl deutschsprachige Dolmetscher in Menge da sind. Man kann sich sogar des Eindrucks nicht erwehren, daß es bei vielen Deutschen zum guten Sozialstil gehört, sich auch im nicht englischsprachigen Ausland durch die englische Sprache auszuweisen.«

Was hier beschrieben wird, ist das genaue Gegenteil von Sprachloyalität: Ohne Not verzichtet man auf den Gebrauch der eigenen Sprache und versteckt sich gleichsam hinter der prestigeträchtigen Weltsprache Englisch. Hier wird durch die Sprachpraxis von den eigenen Sprechern eine Rangfolge vorgenommen: Englisch ist wichtiger als Deutsch. Man kann eine solche Spracheinstellung dulden und sogar fördern, darf sich dann aber nicht wundern, daß sich niemand mehr für eine Sprache interessiert, die von den eigenen Muttersprachlern als so unbedeutend und für einen selbst so unwichtig eingeschätzt wird, daß man auf ihren Gebrauch gleich verzichtet. Dies ist doch ein indirektes Signal der Inattraktivität der eigenen Sprache: Ist eine Sprache, die die Sprecher auf einem interlingualen Parkett lieber verstecken, der man nichts zutraut, attraktiv? Welchen Gewinn bringt es, diese Sprache zu lernen?

Gestatten Sie, daß ich einen kleinen Ausflug in die deutsche Sprachgeschichte mache, um dort vielleicht Beispiele für Sprachloyalität zu finden. Gewisse Parallelen zur heutigen Sprachsituation findet man bereits im 17. Jahrhundert und in den Aktivitäten der damaligen Sprachgesellschaften. Die Situation der deutschen Sprache zu jener Zeit läßt sich in etwa so skizzieren: Eine ausgeprägte Hinwendung zur deutschen Sprache, deren Eigenwert man sich in Folge der Reformation bewußt wurde, führte zu einer Hochschätzung dieser Sprache, die darin zum Ausdruck kommt, daß man das

Deutsche auf eine Stufe mit den »Hauptsprachen« Hebräisch, Griechisch und Latein stellte und daß man sich durch Übersetzungen und Dichtungen intensiv um eine den anderen europäischen Nationalsprachen ebenbürtige Literatur und Sprachkultur bemühte. Dies geschieht alles in einer Situation der Bedrohung der deutschen Sprache durch die politischen Gegebenheiten des Dreißigjährigen Krieges, der kulturellen Dominanz Frankreichs und einer noch unangefochtenen Position des Lateins als Sprache der Wissenschaften. Man kann also für diese Zeit durchaus von einer Sprachkonkurrenzsituation reden.

Aus ihr heraus entstehen die Anfänge dessen, was wir deutsche Sprachpflege bzw. Sprachkultivierung nennen. Georg Philipp Harsdörffer, der 1644 die Bemühungen der Fruchtbringenden Gesellschaft um Sprachkultur in einem Programm zusammenfaßte, nannte dies alles – dramatischer, aber wohl realistischer – »Spracharbeit«. Das Spracharbeit-Programm hatte unter anderem folgende Brennpunkte: Erhaltung der »hochdeutschen« Sprache ohne Einmischung fremder Wörter, Bemühen um beste Aussprache und zierlichen Schreibstil, gute Übersetzungen, Schaffung einer Normgrammatik und eines Wörterbuchs (Greule/Ahlvers-Liebl 1986: 7–13).

Wir wissen, daß der Purismus sowohl zu jener Zeit als auch in der Folgezeit besonders als nationalistischer Purismus seltsame Blüten trieb, und ziehen daraus auch den Schluß, daß Sprachreinigung und Sprachreinheit trotz jüngster massiver antianglizistischer Bemühungen kein Weg und kein Ziel sind, um die Sprachattraktivität zu erhöhen – ganz im Gegenteil. Dennoch glaube ich in der Arbeit der Sprachgesellschaften, besonders in ihrer literarischen Tätigkeit eine Ausprägung von Sprachloyalität zu erkennen. Darüber hinaus lehrt das Programm Hars-

dörffers, daß Sprachloyalität der Stützung durch »Spracharbeit« bzw. durch die Sprachkultivierung bedarf.

Ich konnte nicht alle Facetten, die der Begriff der Sprachloyalität enthält, beleuchten. Wichtig scheint mir, daß wir unter Sprachloyalität einen *Wert* unserer Spracheinstellung verstehen, der allerdings einer Spannung ausgesetzt ist, nämlich der Spannung, daß wir einerseits zur eigenen Sprache stehen, wie ich es versuchsweise beschrieben habe, daß wir andererseits das Existenzrecht anderer Sprachen bzw. Sprachgemeinschaften respektieren und unter Umständen sogar schützen. Das tun wir am besten, wenn wir andere Sprachen lernen und in ihnen, wo es angebracht ist, kommunizieren (vgl. Polenz 1998: 19f.).

3. Sprachloyalität durch Sprachkultivierung

Was wir aus der Sprachgeschichte lernen können, ist die Erkenntnis, daß Sprachloyalität die Unterstützung durch Sprachkultivierung braucht. In der heutigen Situation weiträumiger, internationaler Kommunikation scheint mir dies aber nicht zu genügen. Es bedarf wohl einer weiteren Strategie, die die Bemühungen um Sprachloyalität seitens der Sprachkultivierung durch die Sprachpolitik ergänzt. Wenden wir uns zunächst der Frage zu, wie *Sprachloyalität durch Sprachkultivierung* herbeigeführt, gestützt oder gefördert werden kann. Zuvor ist es nötig, daß ich meine Auffassung von Sprachkultivierung kurz erläutere. Da sich die Sprach- bzw. Kommunikationskultur nicht von selbst einstellt, bedarf es der unterschiedlichsten Bemühungen seitens der Sprachgemeinschaft, um dem Idealziel der Sprachkultur, einer jeweils niveauvollen, situationsadäquaten Kommunikation nahekommen. Zusammengefaßt nenne ich diese Bemühungen »Sprachkultivierung«. Zur Zeit existieren

verschiedene Modi der Sprachkultivierung:

1. Sprachkultivierung durch Unterricht in Schulen, berufliche Weiterbildung und Erwachsenenbildung
2. Sprachkultivierung durch Institutionen der Sprachberatung und
3. Sprachkultivierung durch Massenmedien.

Wie reichhaltig das Angebot zur Förderung der sprachlichen Kultur in Deutschland ist, belegt der gleichnamige, im Auftrag der Robert-Bosch-Stiftung erhobene Bericht von 1994 (Bickes/Trabold 1994).

Eine der bedeutendsten Institutionen der Sprachkultivierung in Deutschland ist z. B. die Gesellschaft für deutsche Sprache mit einer Geschäftsstelle in Wiesbaden (Greule 1986: 38–49). In der Satzung dieses politisch unabhängigen Vereins werden unter anderem folgende Ziele formuliert: Die Gesellschaft will »das Verständnis für Wesen, Bedeutung und Leistung der Sprache wecken und fördern« und »die deutsche Sprachgemeinschaft anregen, sich mit der Sprache zu beschäftigen und das Sprachgefühl zu vertiefen« (Sprachdienst 2/1999: 68). Diese Zielformulierungen sind wichtige Ansätze für eine Förderung der Sprachloyalität im Rahmen der Sprachkultivierung. Aber sie genügen bei weitem nicht. Sie berücksichtigen vor allem nicht die heutige Sprachkonkurrenzsituation, in der Fremdsprachen – Gott sei Dank – relativ früh in der Schule erworben werden und in der das Englische in bestimmten Bereichen wie der Computerbedienung und Computerbranche oder der Popmusik auch innerhalb der deutschen Sprachgemeinschaft präsent und dominant ist. Aus einer gezielten Kontrastierung der eigenen Sprache mit der oder den Fremdsprachen ließe sich jedoch – dies ist nicht neu – beachtliches Kapital für die Sprachloyalität schlagen.

Die oben getroffene Feststellung, daß die Deutschen eine negative Einstellung zu ihrer Muttersprache haben, müßte alle für die Sprachkultivierung Verantwortlichen – dazu zähle ich besonders auch die Deutschlehrer/innen in den Schulen – veranlassen, den Gründen für diese Einstellung nachzugehen und auf Abhilfe zu sinnen. Ich bin der festen Überzeugung, daß Normunsicherheit, die ich keinesfalls auf die verbreiteten, bekannten Probleme mit der Beherrschung der deutschen Rechtschreibung reduzieren möchte, – daß überhaupt fehlendes Sprachwissen Sprachunsicherheit und letztlich Gleichgültigkeit erzeugen, die dann für eine negative Einstellung mitverantwortlich sind. Also müßte es zu den Zielen der Sprachkultivierung gehören, in der Sprachgemeinschaft für Normsicherheit zu sorgen, indem eine flexible Norm vermittelt wird. Es geht aber nicht nur um die Vermittlung der Norm, sondern man muß auch das Bewußtsein schaffen, daß in bestimmten Kommunikationssituationen, z. B. in den Medien, die Einhaltung der standardsprachlichen flexiblen Normen erwartet wird. Dabei geht es auch um die gesprochene Sprache – trotz der traditionellen Fixierung auf die Rechtschreibung. Man könnte die Erfüllung dieser Forderung als *interne Sprachloyalität* im Unterschied zu der oben umrissenen sprachexternen Sprachloyalität bezeichnen. Daß etwa im Fernsehen genau diese interne Sprachloyalität allzu oft fehlt, will ich an einem geradezu banalen Beispiel verdeutlichen: Seit Jahren – ich bin geneigt zu sagen: seit der Wiedervereinigung – nimmt die koartikulatorische Rundung des *i* zu. Es ist nicht mehr nur Schlamperei, wenn es da in der Wether-show tönt: *Gebürge, vürzig, Hümmel, Hüitze, schwümmen* usw., sondern die affektierte Rundung scheint schick und nachahmenswert zu werden – ohne, daß auch nur ein Gedanke darauf verwendet

wird, daß man sich damit ohne Not von der Schrift entfernt.

Indem ich dies äußere, werde ich mir bewußt, daß ich negative Sprachkritik betreibe. Nun ist zweifellos die Fähigkeit, nicht nur den Sprachgebrauch anderer, sondern auch den eigenen der Kritik unterziehen zu können, ein Ziel der Sprachkultivierung und insofern der Sprachloyalität bestimmt nicht abträglich. Andererseits ist die ausschließlich destruktive Sprachkritik, wie sie nicht selten in Sprachglossen geübt wird, zu einseitig. Vor allem darf sie nicht zur Sprachverfallsklage ermuntern (vgl. Debus 1999: 11).

Mit der Sprachverfallsklage ist die leidige Fremdwortfrage verbunden. Sie ist seit dem 17. Jahrhundert beständiges Thema der deutschen Sprachkultivierung, und der Fremdwortkampf hat für lange Zeit die Sprachkultivierung beherrscht und zu ihrem eigenen Schaden überlagert. Die Fremdwortfrage stellt sich heute im Hinblick auf die Schaffung von Sprachloyalität in aller Schärfe. Es lohnt sich, noch einmal auf das Vorgehen der Gesellschaft für deutsche Sprache zu schauen: Gerade weil diese Institution rechtlich in der Tradition des puristischen Deutschen Sprachvereins stand, hat sie vor Jahren ein klares Bekenntnis gegen den Fremdwortpurismus abgelegt (vgl. Nüssler 1976). Es zeugt einerseits von ihrer Lebendigkeit, andererseits von der Dringlichkeit des Problems, daß die Gesellschaft seit 1996 unter der Frage »Wie soll sich die Gesellschaft für deutsche Sprache zu Fremdwörtern verhalten?« erneut diskutiert (vgl. Hoberg 1996). Ohne Ergebnisse der Diskussion vorwegnehmen zu wollen, kann man feststellen, daß der Purismus der Sprachloyalität eher schadet als nützt. Durch die Sprachkultivierung sollte vielmehr vermittelt werden, daß als Folge der Globalisierung der Kommunikation in bestimmten Berei-

chen sogenannte Internationalismen oder auch Technizismen als Folge des Eindringens von fachsprachlichem Wissen in den Alltag akzeptabel sind; die Sprachkultivierung sollte aber auf geeigneten Wegen dafür sorgen, daß solche Fremdwörter nicht die Kommunikation behindern, sondern verstanden werden. Die fremdwörtlichen Sprachspielereien der Werbung – ich erinnere z. B. an *Los Wochos* – sollten wir als das erkennen, was sie sind: Werbesprüche, die unsere Aufmerksamkeit erregen sollen, sonst nichts. Den Protz-Anglizismen der Deutschen Bahn AG oder der Telekom kann man durchaus die Gelbe Karte zeigen. Insgesamt glaube ich aber, daß gegenüber der Anglizismenwelle mehr Gelassenheit und Distanz angebracht ist. In diesem Sinne läßt Rudolf Hoberg neuerdings auch ein bißchen Mut zum Boykott anklingen, wenn er sagt: »Niemand müsse einen *body shop* aufsuchen oder ein *Corny* essen« (Sprachdienst 2/1999: 88). Was ist das anderes als eine Aufforderung zur Sprachloyalität?

Nicht zuletzt gehört zur Sprachloyalität, daß wir das Deutsche als *Wissenschaftssprache* – gerade angesichts der Stellung des Englischen als internationale Wissenschaftssprache – nicht einfach aufgeben. Ulrich Ammon fordert explizit zur Entwicklung »einer neuen Sprachkultur des Deutschen als Wissenschaftssprache« auf; die Hochschullehrer vor Ort müßten sich um den fortlaufenden Ausbau der deutschen Terminologie anstelle gedankenloser Übernahme nicht-adaptierter englischsprachiger Termini bemühen (Ammon 1998: 269)! Dies ist nichts anderes als eine Aufforderung zur Sprachloyalität. Die Institutionen der Sprachkultivierung sind mit dieser Aufgabe überfordert. Das Deutsche als Wissenschaftssprache weiterzuentwickeln, ist überhaupt die Herausforderung der germanistischen Sprachwissenschaft –

Deutsch als Fremdsprache eingeschlossen – in der Zukunft (vgl. Ammon 1998: 245f., 256f., 266, 274). Darauf zu verzichten, würde nicht nur einen erheblichen Verlust an Sprachkultur bedeuten; wir würden insbesondere darauf verzichten, jenen Gruppen der Sprachgemeinschaft, die nicht unmittelbar an der wissenschaftlichen Diskussion teilhaben, den Zugang zu ihr zu erleichtern. In aller Dringlichkeit und Schärfe stellt sich die Aufgabe, eine deutschsprachige moderne Terminologie zu schaffen, wenn sich das Englische als »Zusatz-Lernsprache« (so Ammon 1998: 265) etablieren soll. Vor diesen Anforderungen sind konkrete Schritte als Beiträge zur Sprachloyalität zu begrüßen, wie sie beispielsweise die Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur mit einem für das Jahr 2000 geplanten Symposium zum Thema »Deutsch als Wissenschaftssprache im 20. Jahrhundert« unternimmt (Debus 1999: 5, 18). Es steht zu hoffen, daß bei einem solchen Zusammentreffen von Natur- und Sprachwissenschaftlern nicht nur rückwärtsgewandt, sondern mit dem Blick auf eine zukünftige deutsche Sprachkultur der Wissenschaftssprachen diskutiert wird.

Es dürfte klar geworden sein, daß zumindest die externe Sprachloyalität nicht allein durch Sprachkultivierung zu schaffen ist. Es bedarf vielmehr der Unterstützung durch die Sprachpolitik. Da aber dieser Komplex meine Thematik überschreitet, greife ich nochmals auf die Ausführungen von Wolfgang Bader vom Anfang zurück. Bader beklagt nicht nur das fehlende Interesse der Politik an der deutschen Sprache, sondern er legt den Entwurf einer deutschen Sprachpolitik vor, der von folgenden bedenkenwerten Grundzügen getragen ist: Verständigung über die Rolle der deutschen Sprache in der Welt und die Ziele der deutschen Sprachförderung, Verständigung über

die Instrumente der Förderung von Deutsch im Ausland, Verständigung über die Zweibahnstraße (Ausland – Inland) in der Sprachförderung sowie Verständigung über die sprachliche Zukunft Europas (Bader 1998: 10f.).

Mit meinen Überlegungen wollte ich dazu anregen, aufgrund konkreter Anlässe über Sprachloyalität nachzudenken und diesem Begriff als eine das Sprachkulturniveau bestimmende und durch Sprachkultivierung zu stärkende Größe einen Platz in der Theorie zuzuweisen. Ausgerechnet einem Fernsehmoderator ist es dieser Tage im Frühstücksfernsehen gelungen, angesichts einer in englisch-deutscher Mischsprache gehaltenen Werbekampagne der Berliner Stadtreinigung auf den Punkt zu bringen, um was es bei Sprachloyalität geht: Mut zur Muttersprache!

Literatur

- Ammon, Ulrich: *Ist Deutsch noch internationale Wissenschaftssprache? Englisch auch für die Lehre an den deutschsprachigen Hochschulen*. Berlin; New York: de Gruyter, 1998.
- Ammon, Ulrich: »Plurinationalität oder Plurirealität? Begriffliche und terminologische Präzisierungsvorschläge zur Plurizentrität des Deutschen – mit einem Ausblick auf ein Wörterbuchprojekt«. In: Ernst, Peter; Patocka, Franz (Hrsg.): *Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag*. Wien: Edition Praesens, 1998, 313–322.
- Bader, Wolfgang: »Deutsche Sprache im Inland – Deutsche Sprache im Ausland: Beziehungsprobleme aus der Sicht des Goethe-Instituts«. Vortrag, gehalten auf der Herbsttagung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung am 16.10.1998. Erscheint im Jahrbuch der Akademie. Zitiert wird nach dem Vortragsmanuskript.
- Bickes, Hans; Trabold, Annette: *Förderung der sprachlichen Kultur in der Bundesrepublik Deutschland*. Stuttgart: Bleicher, 1994 (2., verbesserte Aufl. in Vorb.).

- Debus, Friedhelm: *Entwicklungen der deutschen Sprache in der Gegenwart – und in der Zukunft?* (Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse 2). Mainz; Stuttgart) 1999.
- Ehlich, Konrad: »Die Lehre von der deutschen Wissenschaftssprache: sprachliche Strukturen, didaktische Desiderate«. In: Kretzenbacher, Heinz L.; Weinrich, Harald (Hrsg.): *Linguistik der Wissenschaftssprache*. Berlin; New York: de Gruyter, 1995, 325–351.
- Ehlich, Konrad: »Alltägliche Wissenschaftssprache«, *InfoDaF* 26, 1 (1999), 3–24.
- Greule, Albrecht: »Aufgaben und Probleme der modernen deutschen Sprachpflege«, *Lingua ac communitas* 2 (1992), 107–117.
- Greule, Albrecht; Ahlvers-Liebl, Elisabeth: *Germanistische Sprachpflege. Geschichte, Praxis und Zielsetzung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1986.
- Hoberg, Rudolf: »Fremdwörter. Wie soll sich die Gesellschaft für deutsche Sprache dazu verhalten?«, *Der Sprachdienst* 5 (1996), 137–142.
- Hoffmann, Ludger (Hrsg.): *Sprachwissenschaft. Ein Reader*. Berlin; New York: de Gruyter, 1996.
- Kaehlbrandt, Roland: »Die verkannte Muttersprache«, *Die Zeit*, Nr. 37, 6. September 1996, 34.
- Nüssler, Otto: »Das Sprachreinigungsgesetz«, *Der Sprachdienst* 20 (1976), 17–19.
- Polenz, Peter von: »Vom Sprachimperialismus zum gebremsten Sprachstolz. Das 20. Jahrhundert in der sprachpolitischen Geschichte der deutschsprachigen Länder«. In: Kämper, Heidrun; Schmidt, Hartmut (Hrsg.): *Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte*. Berlin; New York: de Gruyter, 1998, 9–26.
- Rintala, Päivi: »Finnische Sprachkultur im Überblick«. In: Greule, Albrecht; Lebsanft, Franz (Hrsg.): *Europäische Sprachkultur und Sprachpflege. Akten des Regensburger Kolloquiums, Oktober 1996* (Tübinger Beiträge zur Linguistik 434). Tübingen: Narr, 1998, 89–100.
- Scharnhorst, Jürgen: »Sprachsituation und Sprachkultur als Forschungsgegenstand«. In: Scharnhorst, Jürgen (Hrsg.): *Sprachsituation und Sprachkultur im internationalen Vergleich. Aktuelle Sprachprobleme in Europa*. Mit einem Geleitwort von Erika Ising (Sprache – System und Tätigkeit 18). Frankfurt a. M. u. a.: Lang, 1995, 13–33.
- Stickel Gerhard: »Meinungen zum heutigen Deutsch«, *Sprachreport* 2 (1986), 3–6.
- Stickel, Gerhard: »Zur Sprachbefindlichkeit der Deutschen. Erste Ergebnisse einer Repräsentativumfrage«. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): *Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit* (Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1998). Berlin; New York 1999, 16–44.